

Die ideale Stadt: Zur Diskussion um das «Stadtbild»

Oder: Auf dass kein Bettler in der Stadt sei!

Andreas Mertin

Die ideale Stadt des Friedrich Merz

Die ideale Stadt des Kulturbürgers Friedrich Merz ist vermutlich menschenleer. Schon nach der Logik des frühen Bürgertums störte der Mensch bei der Konstruktion eines idealen Stadtbildes im Rahmen einer idealen Perspektive. Die Welt muss rein, sauber und vor allem geordnet sein.



Mittelital. Maler, *Ideale Stadt* (1480-1490; Öl/Holz, 68 x 239 cm; Urbino,

Galleria Nazionale delle Marche)

Man stelle sich das berühmte Bild aus Urbino mit Dönerbuden, Obdachlosen, Bettler:innen und E-Bikes vor. Das findet der Bürger sicher nicht gut, denn der Bürger steht *vor* dem Stadtbild, er ist nicht Teil des Bildes. Er ist ein preußischer Bürger, er mag – wie Hegel – die italienischen Madonnenbilder mit idealen Bambini und er verachtet – wie Hegel – die Niederungen der niederländischen Genrebilder, die den Alltag zeigen und wo die Kinder fett und hässlich sind.

Die ideale Stadt ist eigentlich eine Denkfigur der Architektur, jedenfalls nicht der empirischen Soziologie. Die ideale Stadt passt so gesehen mehr zu Albert Speer als zu Richard Sennet. Als die Künstler Ende des 15. Jahrhunderts damit begannen, malerisch Idealstädte zu entwerfen, waren sie durch und durch Menschen der Renaissance und ihrer künstlerischen Errungenschaften. Sie hatten zu Beginn des Jahrhunderts gelernt, perspektivisch zu malen und sie hatten in den so entstehenden Räumen nicht nur dem Menschen, sondern auch Gott seinen Platz zugewiesen (Masaccio auf dem Trinitätsfresko [1427]; Filippo Brunelleschi in Santo Spirito [1444]). Was sich dem Maß des Ideals nicht fügte, musste entfernt werden.



Unbekannter Maler, Ideale Stadt (um 1495; Öl auf Tafel, 131 x 233 cm; Berlin, Gemäldegalerie)

Die ideale Stadt ist aber auch in einem gewissen Sinn idyllisch clean, selbst wenn sie um ihre Abhängigkeit vom internationalen Handel weiß. Aber man möchte dabei nicht an ein hafentypisches Wimmelbild denken, an Lärm und Gerüche, sondern allenfalls eine quasi symbolische Verknüpfung erstellen, repräsentiert vielleicht durch ein Handelsschiff am Horizont. Die Hafenbilder des französischen Barockmalers Claude Lorrain (1600-1682) sind dagegen schon wieder viel zu sehr mit Menschen gefüllt, man hört schon den Lärm des Alltagsgeschehens, man riecht quasi den Schweiß der Hafenarbeiter, man sieht das drohende Chaos. Und da möchte der ordnungsliebende Bürger am liebsten mit Photoshop darüberfahren und das Stadtbild reinigen.



Claude Lorrain, Hafenszene mit der Einschiffung der Hl. Ursula, 1641, Öl/Lwd. 113 x 149 cm, National Gallery, London

So entsteht noch keine ideale Stadt, aber das Stadtbild ist sofort ruhiger, die Säulen der Architektur entfalten ihre Wirkung und niemand hat mehr «Angst um die Töchter», falls sie sich dort hin verirren würden – es ist plötzlich zumindest scheinbar keine No-Go-Area mehr.



Florentiner Maler, *Ideale Stadt* (1480-1485; 77,4 x 200 cm (Baltimore, Walters Art Museum))

Die politischen Implikationen der Bilder des 15. Jahrhunderts sind für heutige Menschen vielleicht nicht sofort erkennbar, aber in der Renaissance waren dieses und die beiden anderen Bilder politisch extrem aufgeladen, es waren geradezu programmatische Erklärungen. Ich zitiere deshalb einmal ausführlich **die aufschlussreiche Beschreibung des Walter-Art-Museums zu diesem Kunstwerk:**

«Dieses außergewöhnliche Gemälde veranschaulicht die Ideale der Renaissance in Bezug auf Stadtplanung, die Verehrung der griechisch-römischen Antike und die Beherrschung der Zentralperspektive. Der imaginäre Stadtplatz wird in seiner Mitte von einem römischen Bogen dominiert, wie er typischerweise zur Erinnerung an einen militärischen Sieg errichtet wurde. Insgesamt bietet das Gemälde ein Modell der Architektur und Bildhauerei, wie sie idealerweise von einem **tugendhaften Herrscher** in Auftrag gegeben worden wäre, **dem das Wohl seiner Bürger am Herzen liegt**. Das Amphitheater ist dem Kolosseum in Rom nachempfunden. Die achteckige Struktur auf der rechten Seite, die mit farbigen Steinen verkleidet ist, erinnert an das mittelalterliche Baptisterium in Florenz, das im 15. Jahrhundert als wiederverwendeter römischer Tempel galt. Zusammen spiegeln sie **die Bedeutung von Sicherheit, Religion und Freizeit in einer gut geregelten Stadt** sowie den Wert römischer Ideale in der Stadtplanung wider. Auch die privaten Wohnhäuser auf beiden Seiten sind mit klassischen architektonischen Elementen versehen. Klassizistische Elemente finden sich auch im Vordergrund. Statuen auf Säulen im römischen Stil repräsentieren **die Tugenden eines guten Herrschers** (basierend auf den traditionellen kardinalen (obersten) moralischen Tugenden, die seit der Antike sowohl in der griechisch-römischen Kultur als auch im Alten Testament gefeiert werden): **Gerechtigkeit** mit ihrem Schwert und ihrer Waage, Freigiebigkeit (Großzügigkeit) mit einem Füllhorn, **Mäßigung** mit einem Krug Wasser, um ihn mit dem Wein im Becken zu mischen, und **Standhaftigkeit** mit ihrer Säule. Dieses Gemälde und ein ähnliches, das sich heute in Urbino befindet, wurden offenbar für den Palast des Herzogs Federico da Montefeltro von Urbino in Auftrag gegeben. Eine weitere ähnliche Ansicht befindet sich heute in Berlin. In Schulterhöhe oder höher in das Holzwerk eingelassen, **wirkte „Die ideale Stadt“ wie ein Fenster zu einer anderen, besseren Welt**. Die Illusion eines Raums, der sich über unseren eigenen hinaus erstreckt, wird durch ein in Florenz entwickeltes mathematisches Perspektivsystem erreicht. Der Raum wird durch den Blickwinkel des Betrachters definiert: Die zurückweichenden Linien, die räumliche Beziehungen herstellen, laufen an einem zentralen Punkt im Stadttor zusammen, das unterhalb und hinter dem römischen Bogen zu sehen ist.» [Übersetzung durch DeepL]

All das verkörpert das, was Friedrich Merz will und die CDU auch durchsetzen möchte.



Potsdam Schloss Babelsberg im Winter

«Wir korrigieren frühere Versäumnisse in der Migrationspolitik. Aber ich sage ganz offen, wenn Sie sich das Stadtbild in Deutschland in vielen Städten angucken, dann ist das in Teilen nicht mehr das Deutschland, was wir wünschen.»

So sprach «der tugendhafte deutsche Herrscher» Friedrich Merz 2025 ausgerechnet in Potsdam: Später präzierte er das dahingehend, dass er keinesfalls Migranten an sich, sondern nur die ausreiseunwilligen Ausreisepflichtigen gemeint habe. Wenn er bei seinem «Potsdamer Intoleranz-Edikt» über das «Stadtbild» die Großstadt Potsdam mitgemeint hat, dann wäre die also irgendwie noch keine ideale Stadt. Am Erscheinungsbild muss noch etwas geändert werden.

Man kann nur spekulieren, was Merz gemeint haben könnte: Nach den glorreichen preußischen Zeiten kamen «irgendwie» zwei Diktaturen dazwischen und heute ringt man um ein Erscheinungsbild, welches dem Selbstbild entspricht. Da passt vielleicht eine wiedererrichtete Garnisonskirche ins Bild – auch wenn dort der Untergang der Weimarer Republik besiegelt wurde –, aber nicht ausreiseunwillige Abschiebungspflichtige. Man muss ihnen gegenüber, so könnte man Friedrich Merz deuten, eine «Verhaltenslehre der Kälte» entwickeln.



Dann müssen jene 120 Abschiebungspflichtigen eben weg, die rein statistisch betrachtet in der 190.000-Einwohnerstadt Potsdam leben: sie stören das Stadtbild. Wenn wir also auf der Straße in Potsdam 1500 Menschen begegnen, ist immerhin ein Abschiebungspflichtiger darunter. Der stört. Ob wir ihn freilich erkennen würden? Jedenfalls ist so gesehen Potsdam bis heute noch keine ideale Stadt. Nicht gemeint haben kann Merz ja die Dönerbude, die seit 1997 als Familienbetrieb in der Brandenburger Straße existiert – die ist gut integriert und stört das Stadtbild ebenso wenig wie das nahegelegene deutsche Restaurant. In der allgemeinen Kriminalitätsstatistik deutscher Großstädte liegt Potsdam auf den hintersten Rängen (Platz 77 von 84 Großstädten), gefährdet fühlen muss man sich da eigentlich nicht. Aber was zählen Fakten, es geht schließlich um das Gefühl. Aber vermutlich meinte Merz gar nicht Potsdam, obwohl er sich dort geäußert hat, sondern Bremen, Hamburg oder Berlin. Alles schöne Städte, aber mit sehr viel mehr Kriminalität – deshalb auch keine Idealstädte mit einem richtigem «Stadtbild» – zu viele Abschiebungspflichtige, zu viele Kriminelle, zu viele Bettler. Aber wie sähe eigentlich eine «christliche» und damit doch wohl auch «christdemokratische» Stadt aus?

Die bettlerfreie Stadt und der Christdemokrat Friedrich Merz

1522 schreibt der Reformator Andreas Karlstadt einen Text, der sich mit zwei zentralen Fragen beschäftigt, die beide im Kontext der Stadtbild-Debatte eine Rolle spielen. Der Text trägt den beziehungsreichen Titel

Von Abtuhung der Bilder und dass kein Bettler unter den Christen sein soll



Der erste Teil des Textes von Karlstadt weist darauf hin, dass Bilder in der Wahrnehmung durch die Menschen immer in der Gefahr sind, sich zu starren Bildern zu verfestigen und den Blick auf das dynamische Geschehen des realen Lebens zu verstellen. Modern gesprochen: das «Stadtbild» ist nicht das Bild der Stadt in der man lebt. Man fokussiere sich auf ein ideales Bild (das Stadtbild), erhoffe sich das Heil davon und übersehe, wie vital die Wirklichkeit ist. In Bildern, so Karlstadt, könne sich ein Ideal nicht verwirklichen, es müsse immer realitätsangemessen sein. Dafür seien «Bilder» nicht angemessen. Aber Karlstadt sprach 1522 natürlich nicht über Stadtbilder, sondern über religiöse Bilder.

Der zweite Teil des Textes von Karlstadt setzt sich mit dem Phänomen auseinander, dass in einer als christlich verstandenen Stadt immer noch Bettler auf den Straßen hungern. Wie ist das mit dem Selbstverständnis des Christentums vereinbar? In der idealen Stadt, in der christlichen Civitas, so hatte schon das frühe Christentum gemeint, gibt es keine Bettler im Stadtbild. Und es ist Aufgabe der Christ:innen dafür zu sorgen, dass keine Bettler in der Stadt seien. Dafür bietet Karlstadt zwei Lösungen an: die Armen und Bettler der eigenen Stadt müssen so versorgt werden, dass es keine Notwendigkeit mehr gibt, zu betteln und herumzulungern. Die christliche Civitas muss eine Fürsorge aufbauen, die den Menschen wirklich hilft. Die Armen und Bettler, die nicht aus der eigenen Civitas kommen, müssen freilich nach Karlstadt vertrieben werden. Deren Versorgung sei die Aufgabe jener Städte und Regionen, aus denen sie kommen.

Diese Vertreibung (Ausweisung) der ortsfremden Bettler würde Friedrich Merz und manchen anderen heutigen Christdemokraten vermutlich spontan gefallen. Nur übersieht man dabei etwas. 1522 gab es noch keinen entwickelten Begriff der Menschenwürde. Giovanni Pico della Mirandola (1463-1494) hat erst wenige Jahre zuvor erste Thesen dazu veröffentlicht. 1522 konnte man also noch so tun, als müsse man sich nicht um den Menschen an sich, sondern nur um den Nächsten in der eigenen Stadt kümmern.

500 Jahre später geht das aber so nicht mehr. Das Christentum hat sich die Apologie der Menschenwürde und der Menschenrechte längst zu eigen gemacht (und eben nicht bloß der Christenwürde und Christenrechte oder gar der Nächstenwürde und der Nächstenrechte). Es leitet Menschenwürde und Menschenrechte nun aus der Gottesebenbildlichkeit ab und hält sie als grundlegend gegeben für *alle* Menschen. Und dann ist auch der fremde Bettler eben ein von den Menschenrechten geschützter und mit der Menschenwürde ausgestatteter Bettler. So steht es natürlich auch in der Verfassung der Bundesrepublik Deutschland, aber es wird – für eine christdemokratische Partei wichtig – heute eben auch aus der Bibel abgeleitet und begründet.

Friedrich Merz sieht freilich mit den Augen des 16. Jahrhunderts und argumentiert mit dessen sozialen Sensorium. Da ist er 500 Jahre hinter der Zeit zurück. Aber selbst dann wäre er als Christ (-Demokrat) auf die sieben Werke der Barmherzigkeit verwiesen, so wie sie der Meister von Alkmaar 1504 dargestellt hat:



Meister von Alkmaar. Die sieben Werke der Barmherzigkeit, 1504, Rijksmuseum Amsterdam



Das Polyptychon fasst die sozialen Anforderungen an christliche Stadtmenschen und die christliche Ordnung zusammen: 1. Hungrige speisen – 2. Durstige tränken – 3. Fremde beherbergen – 4. Nackte bekleiden – 5. Kranke besuchen – 6. Gefangene besuchen – 7. Tote bestatten. Das sind die Standards des beginnenden 16. Jahrhunderts in Nordeuropa, anschaulich in einem Bildensemble zusammengefasst. Kindlers Malereilexikon beschreibt den Erkenntnisstand über das Werk so:

Das 1504 datierte Werk ist ein schönes und wichtiges Dokument der frühen holländischen Malerei. „Mit ehrlichem Mut und unbefangener Geradheit“, wie M. J. Friedländer es treffend charakterisierte, gestaltete der Künstler die Barmherzigkeitsbilder als Ausblicke auf altholländische Straßenszenen und als Einblicke in die holländische Häuslichkeit: Weiche Helligkeit breitet sich aus.“

Und Christus mischt sich nicht nur unter die Wohltäter (auf dem Bild der Versorgung der Durstigen), sondern (auf dem Bild der Speisung der Hungrigen) auch unter die auf die Brotspende Wartenden. Das gehört zur idealen christlichen Stadt. Der normative Gehalt des Satzes, dass kein Bettler unter Christen sei, ist deren grundlegende Versorgung, nicht ihre Vertreibung

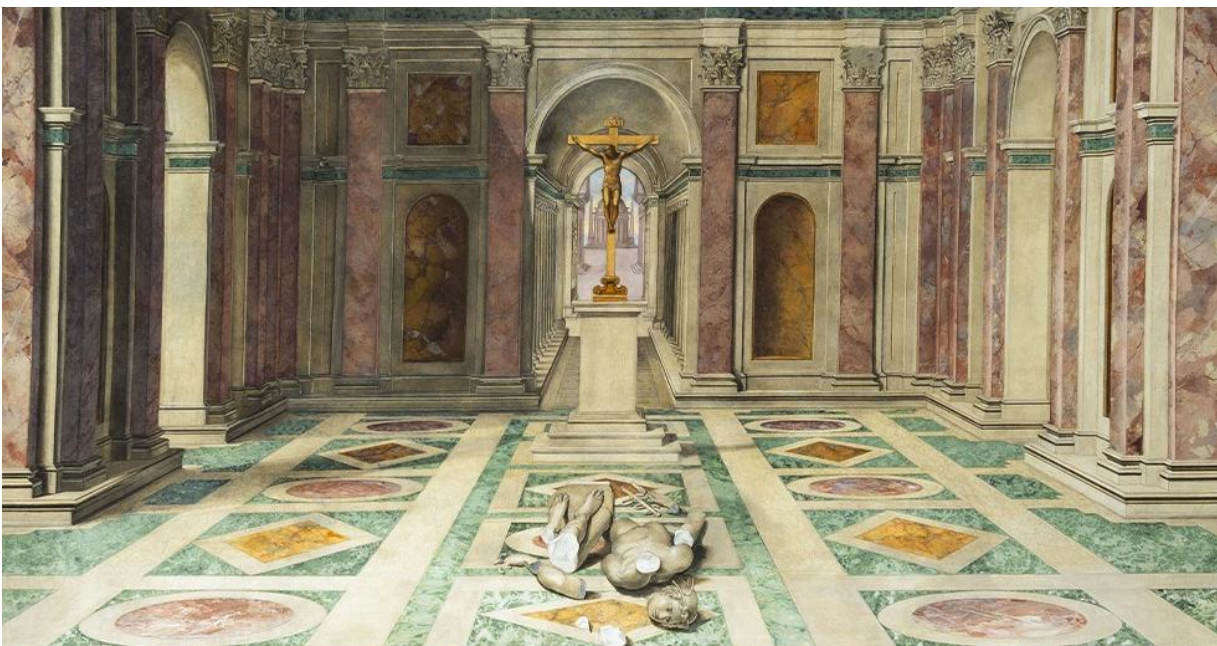


Urbs und Civitas

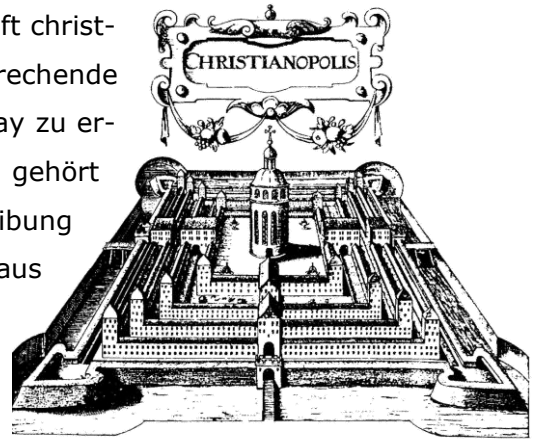
Die Frage, wie eine Stadt aussehen muss, die von christlichen Werten getragen ist, hat das Christentum natürlich erst interessiert, als es sich so weit durchgesetzt hatte, dass es staatstragend wurde, also ab dem 5. Jahrhundert. Gegenüber rein utopischen Entwürfen war das Christentum aber aufgrund seiner eschatologischen Ausrichtung eher skeptisch, es ging nicht darum, den Himmel auf Erden zu errichten. Aber es ging darum, christliche Einsichten auch staatspolitisch umzusetzen. Wer allerdings wie viele politische aber auch kirchliche Kommentatoren in der Gegenwart so tut, als ob das, was «christlich» sei, immer schon festgestanden habe, und deshalb kurzschlüssig in der Gegenwart von christlichen Politiker:innen eingefordert werden könne, irrt. Sowohl die Anforderungen an Einzelne wie an Verantwortungsträger:innen haben sich im Verlaufe der Jahrhunderte sehr geändert. Komplexe Überlegungen wie die Differenzierung von Gesinnungsethik und Verantwortungsethik oder auch die Zwei-Reiche-Lehre, waren nicht immer Teil der christlichen Lehre. Es hat sich nach und nach entwickelt. Am Anfang stand die Frage, ob man in einem nicht-christlichen Stadtkontext überhaupt leben und arbeiten kann. Der Soziologe Richard Sennet verweist in seinem Buch „Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds“ auf die Überlegungen des Bischofs Isidor von Sevilla (etwa 560-636):

„Pläne für eine christliche Stadt aus wirklichen Steinen hat dann der heilige Isidor von Sevilla entworfen. Er [schrieb] ein Buch über den Ursprung der Wörter ... Darin führte er das Wort Stadt auf verschiedene Ursprünge zurück. Die eine Wurzel ist urbs, ein Wort, das die Steine der Stadt bezeichnet; die Steine einer Stadt werden aus praktischen Gründen wie Obdach, Handel und Schutz in Kriegszeiten aufgeschichtet. Die andere Wurzel für Stadt ist civitas; dieses Wort bezeichnet die Empfindungen, Rituale und Anschauungen, die in einer Stadt Gestalt annehmen. Das Christentum, so dachte Isidor, kann in einer heidnischen urbs nicht praktiziert werden ... [Er] glaubte, dass der Christ in dem mühevollen Kampf um das spirituelle Leben eine eigens für ihn entworfene urbs brauche“

Von einem religionstoleranten Konzept kann keine Rede sein, in der christliche Stadt zeigte sich vielmehr der «Triumph des Christentums über das Heidentum» (Tommaso Laureti, 1582) .



Es hat aber nicht an Versuchen gemangelt, eine wahrhaft christliche Stadt zu beschreiben oder auch eine dementsprechende christliche Welt neu in fernen Ländern wie etwa Paraguay zu erbauen. Zu den berühmten literarischen Beschreibungen gehört «Reipublicae Christianopolitanae descriptio» - «Beschreibung der Stadt Christianopolis» von Johann Valentin Andreaä aus dem Jahr 1619. Wenn man es freilich heute liest, ist man erschrocken von der Rigidität der Konzeption. Aus heutiger Sicht ist es rückschrittlich durch und durch.



In diesem geordneten Staat, in dem die Frauen den Haushalt führen und die Männer arbeiten und das Geld verdienen und in dem abweichende Lebensformen kaum geduldet würden, wollte heute kaum einer leben. So wie das Stadtbild auf dem Titel der Schrift aussieht, so reglementiert ist auch das gesellschaftliche Leben in Christianopolis.

In dieser Frage hatte Andreas Karlstadt schlicht recht: wer Bilder entwirft und sei es auch nur solche von erstrebenswerten Stadtansichten, steht immer in der Gefahr sich auf Bild zu fixieren, das mit der Lebenswirklichkeit nichts oder nur wenig zu tun hat. Ideale Städte sind notwendig eine Form der Ideologie. Sie sind hilfreich als regulative Ideen.



Thomas Cole, «Der Traum des Architekten», 1840, 136x214 cm, Toledo Museum of Art, Toledo, Ohio

VORGESCHLAGENE ZITATION:

Martin, Andreas: Die ideale Stadt: Zur Diskussion um das «Stadtbild». Oder: Auf dass kein Bettler in der Stadt sei, tà katoptrizómena – Magazin für Kunst | Kultur | Theologie | Ästhetik, Ausgabe 158, erschienen 01.12.2025
<https://www.theomag.de/158/pdf/am888.pdf>